

Unser Planet.

B l ä t t e r

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 87.

Mittwoch, den 30. Mai

1838.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

Ein Besuch bei Madame Lätitia Buonaparte
in Rom im Mai 1834.

von

Lady Emmeline Stuart Wortley.

Es war an einem schönen Morgen im Mai, daß wir nach dem prächtigen Palaste der Madame Lätitia fuhren. Ich war entschlossen, wo möglich ehe ich Rom verließ, die Mutter Napoleon's von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Die Stolzverachtenden und Phantasielosen mögen sagen was sie wollen, naserümpfen so viel sie wollen, ich gestehe offen meine Schwachheit (wenn das Schwachheit ist), daß ich ungemein begierig war, die berühmte Frau zu schauen. Wäre sie an sich selbst nicht schon eine anziehende und merkwürdige Erscheinung, — die außerordentlichen Schicksale, von denen sie ihr Theil mit getragen, die Wechselfälle und Glücksveränderungen, die sie erlebt und erduldet, und jene staunenerregende Herrscherpracht, die unter ihren Augen sich entfaltet, gestrahlt und wieder gedunkelt hatte, wären allein ja hinreichend, einige Grade von Theilnahme und Neugierde selbst in dem gedankenlosesten Gemüthe zu erwecken: hat aber Napoleon nicht gesagt, „Alles, was ich bin oder war, verdanke ich meiner Mutter!“

Nicht ohne große Schwierigkeit erreichten wir unser Ziel; denn Alles, was wir mit unseren Erkundigungen herausfragten, war die Antwort, daß Madame Lätitia schon seit Jahren bettlägerig sey und es sich zur Regel gemacht habe, nie Jemand zu sprechen. Endlich jedoch siegte unsere Beharrlichkeit über alle Hindernisse, und hauptsächlich durch Lady Dudley Stuart's *) Namen, einer Enkelin der ehrwürdigen

Madame Lätitia und Nichte Napoleon's, mit der wir durch Heirath verwandt waren, erlangten wir Zutritt im Palazzo und hatten das Vergnügen, Mademoiselle Rosa zu sprechen, die uns auf die liebenswürdigste Weise die Zusage gab, Madame Lätitia unser sehnliches Verlangen, vor sie gelassen zu werden, zu überbringen. Mademoiselle kam in wenigen Augenblicken zurück und sagte mir, Madame Lätitia wolle mich sehen, es thue ihr aber leid, meinen Gemahl, der mit mir war, nicht auch empfangen zu können. Ich folgte unverweilt Mademoiselle Rose'n in das Schlafgemach und wurde der Mutter Napoleons vorgestellt. Madame stand damals in ihrem dreiundachtzigsten Jahre; nie aber war mir noch Jemand in so hohem Alter mit einer so von Ausdruck und unverminderter Geistesklarheit strahlenden Stirne und Physiognomie vorgekommen; die Lebendigkeit und der Glanz ihres großen sprechenden Auges waren höchst merkwürdig. Sie lag in einem kleinen weißen Bette in der einen Ecke des Zimmers, in das sie nun, wie sie mir sagte, durch die Folgen eines Weinbruchs schon drei Jahre gebannt sey. Das Gemach war voll mit Gemälden behängt, lebensgroßen Bildnissen ihrer Familie, die jeden Theil der Wände bedeckten. Alle die von ihren Söhnen, welche zur Fürstenwürde aufgestiegen gewesen waren, waren in ihren Herrschergewändern dargestellt; Napoleon, glaube ich, in dem Prachtaufzuge, den er bei seiner Krönung trug. Nachdem das Gespräch einige Minuten fortgegangen war, sagte sie mir, sie habe seit den drei Jahren, die sie nun das Zimmer hüten müsse, Niemand von meinen Landsleuten gesehen, mit Ausnahme — wenn ich mich recht erinnere — des Herzogs von Hamilton und Lord Dudley Stuart's, der zwei einzigen Engländer, wie sie mir späterhin gestand, die sie je gern hatte, wobei sie mit einem schmerzlichen Ausdruck und in einem um Entschuldigung bittenden Tone hinzusetzte, wo und wann könnte ich mich wohl nicht über diese ihre feindliche Stimmung gegen meine Landsleute. Ich sagte ihr, solche Gesinnungen fände ich in ihrer Lage nur zu natürlich, und setzte

*) Lady Dudley Stuart ist eine Tochter Lucien Bonaparte's und Gemahlin Lord Dudley Coutts Stuart's, Halbbrüder des gegenwärtigen Marquis v. Bute und Enkels des verstorbenen Bankier Coutts.

hinzü, wir würden es nie gewagt haben, ihr lässig zu fallen, hätten wir nicht geglaubt, wegen unserer Verwandtschaft zu Lady Dudley Stuart einen kleinen Anspruch auf ihre verzeihende Nachsicht zu haben, und bat sie dann, ihr meinen Gemahl vorstellen zu dürfen. Nach einiger Schwierigkeit erreichte ich glücklich meinen Zweck, und erlangte für ihn die Zulassung.

Nach den gewöhnlichen kleinen einleitenden Formalitäten einer Vorstellung, versicherte er ihr, wie sehr dankbar er sich fühle für die Ausdehnung der bereits mir gezeigten gütigen Nachsicht auch auf ihn; und wiederholte, was ich gerade zuvor geäußert hatte, daß einzig und allein unsere Verwandtschaft mit Lady Dudley Stuart uns so kühn gemacht haben könne, eine so große Vergünstigung nachzusuchen, und daß sich unsere Hoffnungen auf eine Vorstellung bei ihr gänzlich nur auf dieses verwandtschaftliche Verhältniß gegründet hätten.

Auf dieses reichte sie Jedem von uns auf's Allerfreundlichste und Allerschmeichelhafteste die Hand und sagte im gütigsten und herzlichsten Tone —

„Eh! je vous reçois comme mes parents.“

Sie fragte uns dann, als sie uns Napoleon's Bild, das hart an ihrem Bette hing, mit großer Aufmerksamkeit betrachten sah, ob wir es nicht bewunderten, und setzte, die Blicke selbst voll Stolz und Liebe auf das Gemälde geheset, hinzu —

„Cela ressemble beaucoup à l'Empereur, oui, cela lui ressemble beaucoup!“

Und als sie dann bemerkte, mit wie hohem Antheil ich ihren Worten und Blicken folgte, bat sie mich, in das anstossende Zimmer zu gehen, wo — wie sie sagte — eine Büste des Kaisers sey, „sein leibhaftiges Ebenbild,“ und auch eine von dem Herzog von Reichstadt, als Kind, die ihm ungemein gleiche und welche die nämliche sey, die Napoleon nach Sanct Helena geschickt worden sey, wo sie in seiner letzten Krankheit an das Fußende seines Bettes gestellt und erst nach seinem Verschwinden weggenommen wurde. Ich gehorchte ohne Säumen, und konnte die Schönheit der beiden Büsten nicht genug bewundern; die des unmündigen Königs von Rom war engelgleich, und Napoleon's (an deren treffendsten Ähnlichkeit man keinen Augenblick zweifeln konnte) wahrhaft herrlich.

Während ich diese auserlesenen Kunstschöpfungen besichtigte und bewunderte, verweilte Madame Lätitia (wie mir mein Gemahl nach der Hand erzählte) auf dem schmerzvollen Thema von St. Helena und gab vielfach Ausdrücken Raum, aus denen man sah, wie bitter ihre Gefühle in Bezug auf des stolzgeliebten Sohnes Gefangenschaft auf jenem Eilande waren, indem sie sagte, ihr Sohn sey da Zoll für Zoll gestorben, und sich in der glühendsten Entrüstung über Sir Hudson Lowe ausließ, den sie emphatisch „ce bourreau“ nannte.

Als ich in das Zimmer zurückkam, fand ich sie eifrig über diesen Gegenstand sprechen und lauschte mit gespannter und schmerzlicher Theilnahme ihren energischen und leiden-

schaftlichen Gefühlsausströmungen; und ich gestehe, Vielem, was sie sagte, pflichtete ich in der Stille von Herzen bei. Nach einer augenblicklichen Pause kam sie wieder auf die prächtigen Gemälde, mit denen ihr Gemach buchstäblich überkleidet war, zu reden, und lenkte meine Aufmerksamkeit auf eines oben an ihrem Bette (das, nach italienischer Sitte, ganz offen, ohne Himmel und Umhänge war), indem sie mir sagte, es sey das Portrait ihres Gatten, Charles Bonaparte. Sie hob dann einen nach dem andern dieser stummen Stellvertreter der Abwesenden oder Todten im Einzelnen hervor und gab mir von jedem kleine interessante Details; unter andern sah man ein kleineres Bildniß von Josephinen und eines von der gewesenen Kaiserin Marie Louise; auch zahlreiche schöne Miniaturgemälde der verschiedenen Mitglieder ihrer Familie, und unter diesen eines, einen schönen jungen Mann darstellend, der, wenn ich mich noch recht erinnere, noch nicht lange her gestorben war; Mademoiselle Meline deutete gegen mich mit dem Finger darauf und sagte mir leise, es sey das Bild eines der Enkel Madame Lätitia's, die Wonne und die Hoffnung und der Stolz der ganzen Familie; allein ich entsinne mich nicht mehr, von welchem von Madame Lätitia's Kindern er der Sproßling war.

Nachdem ich alle diese anziehenden Bilder aufmerksam beschaut hatte, kehrte ich wieder auf meinen Sitz an dem Bette der ehrwürdigen Greisin zurück. Unwillkürlich drängte sich mir das Gefühl auf, wie sie gleichsam in einer Welt der Träume, in einer von ihr selbst, oder vielmehr von der Erinnerung, geschaffenen Welt leben müsse mit diesen glanzheerlichen Schatten um sie, die wortlos, aber beredt, von den versunkenen Tagen sprachen.

Von unserm weiteren Gespräche will ich hier nur ein oder zwei Dinge, die mir besonders eindrucksvoll auffielen, herausheben. Da wir am nämlichen Tage noch unsere unverstehbare Abreise von Rom festgesetzt hatten, so mußten wir, wie sehr es uns auch gegen den Willen ging, diese hochanziehende Unterredung abkürzen. Madame Lätitia drang auf's Gütigste und Schmeichelhafteste in uns, noch zu bleiben, bis sie erfuhr, daß wir noch an jenem Nachmittage von Rom aufbrechen wollten. Sie trug mir eine Menge der herzlichsten Dinge an Lady Dudley Stuart auf und bat mich ihr zu sagen, wie sie auf's Innigste und Eifrigste auf einen Besuch von ihr für den nächstkommenden Winter hoffe; wobei sie mit einem Tone und einer Art, die mir unvergeßlich bleiben werden, so tief und traurig war der Eindruck, den sie auf mich machten, — hinzusetzte: „Je vous en prie, dites à ma chère Christine que je suis seule ici.“ Madame Lätitia, deren raschem durchdringendem Auge nicht leicht etwas entgehen kann, gewahrte sogleich den Ausdruck von Verwunderung, der mein Gesicht überflog und erklärte mir ohne Zögern, daß in Folge starker Vorstellungen von sehr hohen Seiten, der Papst auf die Entfernung derjenigen ihrer Kinder, die noch bei ihr in Rom sich aufhielten, aus letztgenannter Stadt befohlen habe; und daß sie auf diese Weise des größten und wahrsten Trostes und Glücks beraubt worden, das ihr noch in ihrem hohen Alter übrig geblieben sey

— die Gesellschaft und die liebevollen Aufmerksamkeiten ihrer Familie.

Es war etwas in ihrer Art, dieß zu erzählen, was mich unaussprechlich rührte; ein scharfes Gefühl erlittenen Unrechts schien sich mit einer wundervollen Geduld und einer edeln Standhaftigkeit und Ergebung zu verschmelzen, und ich fühlte, wie ich sie anblickte und ihr zuhörte, daß ich in Wahrheit hier eine Frau vor mir sah, die tief die schmerzlichen Lehren des Lebens gelernt, die gelernt hatte „schweigend zu leiden.“ Doch ich versuchte umsonst, das feierlich Trauervolle ihrer Rede und Art zu schildern, als sie mit einem Ausdruck freudlosen, einsamen Herzwes in ihren schönen, großen, schwarzen Augen, mit dem tiefleidenschaftlichen Ausrufe „Et je suis seule! Je suis seule ici!“ ihre Erzählung schloß. Alle Umstände, die vereint dahin wirkten, den tiefsten Eindruck auf das Gemüth zu machen — der Ort, an dem wir standen, „Rom, der Seele Stadt,“ die ewige Stadt der Vergangenheit und der Todten! — steigerten diesen düstern Klagausruf, der wie aus den innersten Tiefen der gequälten Leidensbrust zu erklingen schien, zum Tiefstergreifenden, was noch je mein Ohr vernahm; und nimmer, so lange ich lebe, wird mir der Wehthon, diese Schmerzrede aus dem Gedächtnisse verhallen.

Im Laufe der Conversation, die Französisch begonnen wurde, entdeckte ich, daß Madame Latitia's Kenntniß dieser Sprache bedeutend Noth gelitten habe, doch aber schien sie die Unterhaltung darin fortführen zu wollen, wiewohl ihr alle Augenblicke Mademoiselle Meline Italienisch dolmetschte, was wir gesagt hatten, und sie selbst mitunter einen Satz in dieser süßen Sprache beschloß. Im höchsten Grade herzlich, höflich und freundlich waren Madame Latitia's adieux gegen uns; ich fühlte, daß ich aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach nie wieder dieses schöne, ausdrucksvolle, verständige (intelligent) Antlitz schauen würde, und dieses Gefühl verbreitete einen doppelt schmerzlich-anziehenden Reiz über diese Momente.

Die Mutter Napoleon's, „des größten, und des schlimmsten nicht, der Menschen“ *) ist nicht mehr!

Das Ehrenwort.

(Schluß.)

Die herrlichen Gestalten, die von vielen ihres Gleichen beneidet wurden, sie sind längst schon der Erde entrückt; ein paar Dugendmal hat seitdem der Lenz die Blumen geküßt. Ein undurchdringlicher Schleier umhüllte damals dieses betrübte Ereigniß, und erst zwei Jahre nach dem Tode des Grafen löstete der Sargdeckel, der die irdischen Reste der einst blühend schönen Gräfin Mathilde einschloß, das Geheimniß.

*) Byron's „Childe Harold“, III. Ges., 36. Strophe.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß Graf Gideon und sein Freund Heinrich sich beim Scheiden zuriefen: „Einer oder Keiner“. Aus dem Tagebuche des Grafen, welches er, nebst einem Briefe, durch seinen Kammerdiener Batista an die geliebte Hingeschiedene sandte, löste sich das traurige Räthsel; ich theile hier im Auszuge mit, was zur Verständigung dieser Geschichte gehört.

Als Graf Gideon von seinem Hofe den Befehl erhielt, an die Grenze zu reisen, blieb ihm kaum noch so viel Zeit, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen. In dieser Stunde des Scheidens wollte er seinem lieben Freunde sein heiliges Geheimniß entdecken; doch dieser, der eben auch den Befehl von seinem Gesandten erhielt, nach London zu reisen, war in Begriff, dasselbe Gideon zu entdecken, so kam ein lang unterdrücktes Geheimniß zweier edlen Männer an's Tageslicht. — Ach! es war für keinen eine erfreuliche Entdeckung, der Brite war's, der, um aus diesem Labyrinth von Ehre, Freundschaft und Liebe einen Weg zu finden, seinem Freunde Gideon folgendes Anerbieten machte:

Einer oder Keiner von uns beiden kann die lebenswürdige Mathilde besitzen. — Nach den Gesetzen der Ehre müssen wir um den Besiz kämpfen, denn wie wir uns kennen, ist nur noch für einen Raum auf dieser Erde, so wollen wir denn für immer Abschied nehmen, theurer Gideon, und in zehn Monaten von heute, den 7. Mai, dem Tage, an dem wir uns zuerst trafen, wollen wir beide, ohne daß die Gräfin von unserem Einverständniß etwas ahnet, um ihre Hand anhalten. Welchen sie von uns beiden wählt, gleichviel — der andere — hier schweig der Baronet und faste seinen Freund fest in's Auge. — Ich verstehe dich, Heinrich, rief Gideon begeistert, hier meine ritterliche Rechte, „Einer oder Keiner“, und nun zu ihr, dann auf ewig Lebewohl.

Was weiter geschah, ist den Lesern bekannt bis zu dem Tode des Grafen. Drei Tage vor dem Dankfett, welches der Graf in seiner Station veranstaltete, erhielt er einen Brief von seinem Freunde Heinrich aus London, in welchem er ihm anzeigte, daß die Wahl der Gräfin auf ihn fiel, doch so glücklich ihn diese Verbindung machen würde, könne er sie nicht annehmen, weil sie mit dem gränzenlosen Unglück seines Freundes in Berührung käme. — „Nein, Gideon, mein theurer Freund,“ so schloß der Baronet seinen Brief, „das darf, das kann nicht seyn. Ich entbinde Dich hiermit Deines Ehrenwortes, die Gräfin war nur meine Braut, sie wird nie meine Gattin werden, sey glücklich, sie wird Dich gewiß lieben, Du weißt, wir Engländer haben mehr oder weniger einen Spleen, das ist auch bei mir der Fall, ich gehe nach Indien, und dort brauche ich keine Gattin.“ Gideon bewunderte im ersten Augenblicke die Großmuth seines Freundes, „doch der Engländer soll mich an Großmuth nicht übertreffen,“ dachte er, „und eine Dido abandonnata kann nicht meine Gemahlin werden.“

Die Liebe des Grafen zu Mathilden, das läßt sich denken, war keine gewöhnliche. Des Grafen Entschluß war gefaßt, als den andern Tag ein Brief vom General, nebst einem Befehl an den Major Grafen E. — kam, in der

Residenz zu erscheinen, unter anderem meldete auch der Dunkel so ganz en passant, daß die betrübte Nachricht bei der englischen Gesandtschaft angekommen sey, Baronet H. habe sich aus Lebensüberdruß erschossen, „wieder ein Beleg für den Spleen,“ schloß der General seinen Brief, „komme nur recht bald, und tröste die schöne Gräfin D.“

Welch entgegengesetzte Wirkung diese Nachricht auf den Grafen hervorbrachte, wissen wir bereits. Der Plan des wackern Generals ist an dem sublimen Ehrgefühl des Grafen gescheitert. — Die Gräfin überlebte die Katastrophe nur zwei Jahre, und starb den Blumentod der Liebe. — Mit dem Tode des Generals erlosch der männliche Heldenstamm der Grafen von S.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Auf Blücher folgt Washington. Wem ginge nicht bei diesem Namen ein tiefer freudiger Schauer durch die Seele? Wer verehrte nicht Washington als einen der Genien der Menschheit, als einen Abgesandten der ewigen Vorsehung, welche die Menschen Einem heiligen Ziele entgegenzurücken strebt? Es liegt mir erst die erste Fieferung von Washington's Leben vor, und ich kann nur von dieser aus urtheilen. So weit die aber geschehen kann, muß ich erkennen, daß Ed. Gehe, der sich bereits vielfach in der Literatur bethätigt hat und nicht ohne Lob geblieben ist, hier vielleicht das Feld gefunden hat, wo ihm wahrer und dauernder Ruhm erblüht. Ich berufe mich hierbei vorzüglich auf die trefflichen Schilderungen einzelner bedeutender Scenen. Es ist eine Anschaulichkeit auf beschränktem Raume, wie sie nur Meistererzähler zu gewähren vermögen. Doch ist es daneben auch die treffende Anlage des Ganzen, die in Gehe den seines Stoffes völlig mächtigen und nach systematischer Latenz vorschreitenden Gelehrten und Schriftsteller zeigt. Möge mir recht bald die Fortsetzung zu Händen kommen!

10) Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Telesforo de Trueba von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. Erster Theil, erstes und zweites Bändchen. XXII. und 220. 254 S. 8. Weimar, Friedr. Voigt.

Wenn ich nicht irre, so sind diese beiden Bändchen bereits erwähnt, und jener mit vielem Lobe erwähnt worden. Indem ich dieselben unter die Hände bekomme und nehme, läßt es schon der Name Biedenfeld nicht zu, irgend etwas zur Vereinigung jenes Lobes zu unternehmen; außerdem belehrt mich die nähere Bekanntschaft mit dem neuartigen Compendium der spanischen Geschichte, daß ich das alte Lob desselben wenn nicht verstärken, doch wenigstens von Neuem bestätigen müßte. Mit einem Worte: das vorliegende Werk gibt eine treffliche Unter-

haltung für jeden Gebildeten und eine schätzenswerthe Belehrung für jeden Geschichtsfreund und Geschichtskundigen, ist in jeder Beziehung etwas in seiner Art Neues, Originelles, Angenehmes und Schätzenswerthes. Die LXII Seiten lange Einleitung ist im Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Werkes ein edler Juwel unter edlen Perlen. Wer sich an diesen erfreuen will, erhöhe seine Freude durch Beschauung jenes. Wir hoffen auf baldige Erscheinung des zweiten Theils.

11) Sagen, Märchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Wilder aus Spanien. Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusens nach Lord Keeling, der Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho, von Ferd. Frhr. v. Biedenfeld. Erstes und zweites Bändchen. 230 und 332. 8. Weimar, Friedr. Voigt.

Es scheint, als habe es der Frhr. von Biedenfeld ganz besonders darauf abgesehen, die Deutschen gleichsam in Spanien anzusiedeln und einheimisch zu machen. Gut ist es für ihn bei diesen Unternehmungen, daß er nicht das Schicksal des edeln David zu fürchten hat und daß keine Inquisition ihn zu bedrohen im Stande ist. In der That finden sich in diesen beiden Bändchen Sachen und Sächelchen, bei deren freimüthiger Erwägung und Erörterung noch heute in Spanien gar viel zu befahren wäre. Die hier gelieferten durch bunte Abwechslung und gebiegenden Farbenglanz sich allwärts empfehlenden Scenen überzeugen Einen, daß Spanien bis in jede Faser seines Lebens hinein ein höchst beklagenswerthes Land ist. Jede Art von Druck liegt auf dem Volke; es steht unter einer schlechtgeordneten, willkürlichen Regierung, unter schlechten oder mangelhaften Gesezen und verächtlichen Gesezeshandhabern, es seufzt unter dem erstickenden Pompe des Katholicismus, sieht sich in allen Geistesbestrebungen durch geistliches Dagegeneinschreiten ewig gehemmt und aufgehalten, zur Nacht der Unwissenheit oder dem unglücklichen Halbdunkel des Wissens verdammt und trägt nun zwischen dieses Alles hinein die lächerlichsten nationalen Vorurtheile und einen gewissen aristokratisch-brutalen Eigendünkel. Welch ein sauberes Gemisch! Es verschleucht von seinem Anblick und verleidet die Mühe, Menschenwürde und nationale Tugenden herauszufuchen. Was sich dem genaueren und geistreicheren Beobachter bei dem Aufenthalte unter einem fremden Volke nur immer Interessantes und Anziehendes darbietet, alle Scenen, die sein Wohlgefallen oder Mißfallen erregen, alle Vorgänge, die ihn mit Trauer und Mißmuth oder mit Freude und Hoffnung auf eine einstige Besserung erfüllen, die ihn Geist und Herz des Volkes, dessen Bildung oder Unwissenheit, dessen sittlichen Werth oder Unwerth, dessen ethnische und nationale Würde und politische Bedeutung kennen lehren — dieses Alles ist hier, von ruhmwürdigen Leuten mit ruhmwerthem Fleiße dargestellt, zu finden. Ich möchte Biedenfeld's Arbeit eine Flora hispanica nennen. —

(Fortsetzung folgt.)